
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 9. 1892.

Verloren und gerettet.

Novelle von Ernst Otto Hopp.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

3.

Während der ältere Theilhaber der Firma Hoffberg & Reimer ein glänzendes Gartenfest in Hamburg gab, war der jüngere, Herr Eduard Hoffberg, mit Frau Madeleine an Bord der „Stadt Boston" gegangen, um über England nach Hause zurückzukehren.

Frau Madeleine Hoffberg und ihr Gemahl hatten herrliche Septembertage in den neuenglischen Bergen genossen; es war, als ob die Natur ihnen einen freundlichen Scheidegruß mit auf den Weg geben wollte. Die großen amerikanischen Städte Philadelphia, Chicago und St. Louis, die sie in den Wochen zuvor gesehen, aber ohne Genuß durchwandert hatten, waren wirklich recht langweilig gewesen, so trostlos einförmig und interesselos, daß selbst Herr Eduard Hoffberg unterweilen ein Gähnen nicht unterdrücken konnte. Er war mit dem festen Vorsatz nach Amerika gegangen, dort recht Vieles zu bewundern; die Schlagwörter vom „jungen Riesen des Westens", von den „freien Institutionen" der großen transatlantischen Republik, und der „Luft der Freiheit", die man dort einathme, von dem „großartigen Wogen des Lebens" in Amerika, waren ihm alle geläufig; und doch hatte er ein gewisses Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken können. Frau Madeleine, die einen eigenthümlichen Hang für poetische Stoffe besaß, die sie sich nach ihrer Sonderart auslegte, empörte sich über die nüchterne Steifheit und das Ueberwuchern der Prosa dieses Lebens, und Herr Eduard rebellirte als guter Hamburger gegen Speisen und Getränke, die freilich mit den Hamburgern keinen Vergleich aushielten. Des Essens halber war er zwar nicht gerade gereist; aber auf die Länge wurde er doch etwas erbittert über die gänzliche Abwesenheit einer einigermaßen erträglichen Küche.

Die neuenglischen Berge hatten Beide mit dem Ausflug wieder etwas versöhnt. Auch am Rhein gibt es goldige Septembertage, und in der Schweiz ist die Septemberzeit gar nicht selten voll liebenswürdiger Anmuth; aber eine solche Reinheit der Luft, solche entzückende Fernsichten, solch' süßes Hinüberdämmern in den Herbst, solche Farbenspiele, wie sie in den Wäldern und auf den Gipfeln der „grünen und „weißen" Berge zu finden sind, hatten sie noch nie erlebt. Der amerikanische Spätsommer hat etwas unendlich Zartes.

Trotzdem hatte Beide plötzlich eine gewisse Unruhe und Sehnsucht, wieder nach Hause zu kommen, erfaßt. Es war einen Augenblick die Rede davon, sie wollten nach New-York fahren, von dort mit einem der heimischen Dampfer die Oceanreise antreten und den Besuch Englands aufgeben. Zufällig verlautete indessen, der Dampfer „Stadt Boston" gehe bereits am nächsten Tage von Boston aus in See; und so wurde der ursprüngliche Plan festgehalten. Wie lachte der Ocean ihnen so freundlich entgegen, als sie die hübsche Bai von Boston verließen!

Es war nur eine mäßige Zahl von Passagieren an Bord, und unter ihnen befanden sich Wenige, die von vornherein einiges Interesse erregten: ein hünenhafter Amerikaner, der sich natürlich ‚Oberst' tituliren ließ, mehrere strebsame Studenten, die auf europäischen Hochschulen ihre Kenntnisse vertiefen wollten, ein französisch-amerikanischer Kaufmann, der sich rühmte, Kommunard gewesen zu sein, ein reicher deutsch-amerikanischer Fleischer, der das gewagteste Englisch sprach, und ein Missionar, der aus Japan kam. Außer Frau Madeleine gab es nicht mehr als vier Damen, welche erste Kajüte belegt hatten. Kapitän Marvin erschien als ein ernster



Der Hafen von San Remo. (S. 67)

tüchtiger alter Oceanfahrer, der seine verantwortungsvolle Pflicht nicht leicht nahm, den größten Theil des Tages auf der Kommandobrücke verbrachte und gute Mannszucht hielt. Die Offiziere waren kräftige, sonnengebräunte, stattliche Männer. An Bord war Alles spiegelblank geputzt, frisch gestrichen und getheert und in bester Ordnung.

„Die ‚Stadt Boston‘,“ bemerkte Hoffberg zu dem Schiffsarzte, der Frau Madeleine ein kleines Linderungsmittel gegen Seekrankheit verordnet hatte, „gehört nicht zu den schnellsten Schiffen dieser Linie.“

„Nein,“ erwiederte der Doktor, „sie ist eher ein langsamer alter Kasten zu nennen. Aber das Schiff ist sehr sicher und geräumig und hat, soviel ich weiß, noch nie Havarie gehabt. Ich fahre schon fünf Jahre darauf. Ich bin der Meinung, den meisten Passagieren, die über den Ocean reisen, kommt es auf einen Tag mehr oder weniger nicht an; ob sie neun oder zehn Tage unterwegs sind, kümmert sie kaum, wenn sie nur wohlbehalten hinüberkommen.“

Das war auch Hoffberg's Meinung. „Ich höre, wir nehmen einen stark südlichen Kurs?“ fragte er weiter.

Der Arzt nickte. „Der Sommer ist sehr warm gewesen,“ sagte er, „und von allen Seiten ist berichtet worden, daß große Eismassen tief in den Atlantischen Ocean hinein getrieben sind. Die Sommerwärme hat riesenhafte Brocken in Grönland losgelöst. Um nun möglichst sicher zu gehen, hat Kapitän Marvin der Gesellschaft unter deren Billigung angezeigt, daß er diesmal ganz südlich fahren werde.“

„Das muß ja ein entzückender Anblick sein,“ bemerkte Frau Madeleine, die ihren Schaukelstuhl im Salon auf einen Augenblick verlassen hatte. „Ich freue mich recht auf einen Eisberg. Wie der in der Sonne funkeln und in herrlichen Farben leuchten muß!“

„Um Gottes willen!“ sagte der Arzt in ernstem Ton, „nehmen Sie Ihren Wunsch schnell zurück! Eisberge vernichten ohne Gnade Alles, was ihnen in den Weg kommt; dann steht nachher ‚verschollen‘ in den Zeitungen zu lesen. Das Gefährlichste, das einem Schiffe begegnen kann, ist das Zusammenstoßen mit einem Eisberg. Im Sturm gehen unsere großen Dampfer sehr selten unter, aber das Zusammenrennen ist immer das Verderblichste und Gefährlichste. An die Gefahr der Eisberge glaube ich übrigens nicht mehr; wir sind schon zu tief in den September gekommen.“ —

Der zweite und der dritte Tag der Reise vergingen, und das Wetter blieb gleichmäßig schön. Eine frische Brise wehte von Norden her und verschaffte angenehme Kühlung.

Auf dem Verdeck der „Stadt Boston“ herrschte abwechslungsreiches heiteres Leben. Unter den Passagieren des Zwischendecks hatten sich zwei musikalische Talente gefunden; der Eine spielte die Harmonika, der Andere blies die Pickelflöte, und am Abend, als der Mond sein breites silbernes Ordensband über die unendliche Fluth legte, drehte sich ein genügsames, lustiges Völkchen im Takte nach den beliebten Tanzweisen.

„Was ist die Ueberfahrt nach Europa auf dem großen Fährboot?“ sagte der stattliche Großschlächter aus New-York zu Hoffberg. „Eine reine Lustfahrt; gerade so gut, als wenn man über den Hudson oder in Berlin die Spree entlang fährt, eine Vergnügungstour. Tags über bei hellem Sonnenschein, in der Nacht bei Mond- und Sternenglanz. Hören Sie nur, wie lustig sie heute da vorn sind!“

Hoffberg erwiederte nichts, der Schlächtermeister erschien ihm zu einem ernsthaften Gespräch doch nicht recht geeignet, da er bei jeder denkbaren Gelegenheit mit seinem enormen Einkommen prahlte und sich in beleidigendem Ton über die armen „Deutschländer“ äußerte, die immer „klamm“ seien. „Ein feines Land, um darin zu leben, aber ein schlechtes, um Geld zu machen,“ das war seine berechtigte Meinung. In Deutschland hatte er den Namen „Zimmermann“ geführt, denselben aber seit vielen Jahren in „Carpenter“ umgewandelt, das klang amerikanischer. Fräulein Carpenter, die ihn begleitete, hatte ihr Deutsch längst vergessen, wenn sie es überhaupt je erlernt; sie behalf sich mit einem Mischmasch von Deutsch-Englisch, der im Anfang recht erheiternd klang, doch bald abstieß. Wie eine Klette, die man schwer abschütteln kann, hängte sie sich an Frau Madeleine, die sich seufzend in ihr Geschick fügte.

Frau Hoffberg stand an der Grenze der Dreißiger, hatte sich aber so gut gehalten, daß sie immerhin für jünger gelten konnte. Sehr viel an Migräne leidend, war sie allmälig in einen sentimental-klagenden Ton verfallen und affektirte einen auffallenden Mangel an Interesse für weltliche und irdische Dinge. Sie wünschte gern für eine zarte Sinnpflanze gehalten zu werden, die bei jeder rohen Berührung zusammenschrickt. Ihr Mann hatte sich nach und nach an den Seufzerton gewöhnt; aber von Zeit zu Zeit verdroß ihn doch die innere Unwahrheit, und wenn er sie in ernster Weise aufgerüttelt hatte, bot sie auch eine angenehme Seite, dann war sie plötzlich recht unterhaltend und vernünftig und gefiel durch ihre ruhige und sinnige Art.

Am Nachmittage des dritten Reisetages befand sich ihr Gemahl im Rauchzimmer und spielte mit dem Schiffsarzte eine Parthie Domino, während sie auf dem Verdeck, hart an der Brüstung, in einem Feldstuhle saß und nicht müde wurde, über das weite Meer zu blicken, das ein graublaues Kolorit trug und anscheinend ganz unbeweglich dalag.

Nicht weit von ihr lehnte an den Wanten ein hagerer, schlanker Mann, der den Anfang der Fünfziger kaum erreicht haben mochte. Seine Haut hatte den eigenthümlichen Farbenton angenommen, den das Leben in den Tropen den Europäern verleiht. Sein Haar war vor der Zeit gebleicht, sein Schnurrbart ganz weiß. Der indische Shawl, den er um den Oberkörper geschlungen hatte, deutete darauf hin, daß er in Hindostan gelebt hatte. Seine Augen hatten etwas Rastloses und Durchbohrendes; von Zeit zu Zeit flackerte es in ihnen wie eine Flamme auf. Sein dünnes, schmales, etwas zusammengetrocknetes Gesicht sah wie das eines Kranken aus. Es war der Mann, der als „Missionar aus Japan“ auf dem Schiffe galt.

„Wie das Meer doch täuscht,“ wandte sich Frau Madeleine an ihn, „dort, wo Himmel und Wasser in eins zusammenfließen, scheint die Küste eines fremden Landes hervorzuschimmern, und doch ist das Festland in jener Richtung Hunderte von Meilen fern.“

„Ja,“ erwiederte der Mann in tiefem, etwas gutturalem Tone, „wir sehen vor trügerischen Phantomen oft die Wahrheit nicht. Optische Täuschungen gibt es auch im geistigen Leben. Es ist ein herrlicher Anblick, dieses weite, weite Meer; man glaubt Blicke in die Ewigkeit zu thun und fühlt das Gottesbewußtsein deutlicher. Sieht es nicht nackt und wüst aus, als ob es nichts Lebendiges enthalte und ernähre?“

„Ja, ich fürchte mich fast vor dieser grausigen Leere,“ sagte Frau Madeleine.

„Sie ist doch nur scheinbar,“ fuhr der Missionar fort, „auch nur eine optische Täuschung; denn das Meer enthält eine wunderbare Fülle von Lebewesen, von pflanzenartigen und thierähnlichen Gebilden. Viele Wochen lang bin ich über den Stillen Ocean gefahren und habe keinen Fisch, kaum irgend ein Thier irgend welcher Klasse erblickt; und doch wußte ich, daß unter uns viele Millionen derselben vorhanden waren. Vieles ist dem Menschenauge verborgen, was trotzdem existirt. Sehen wir denn Gott? und wir glauben doch an ihn.“

„Sie sind ein Missionar, mein Herr? Ich hörte, Sie kämen aus Japan.“

„Nur wenige Monate hielt ich mich dort auf, um den Leib, der zusammenzubrechen drohte, in dem Frühlingsklima jenes wunderbaren Landes ein wenig zu kräftigen. Siebenzehn Jahre in den heißesten Gegenden Indiens zerstören die sterbliche Hülle. Die ist invalid geworden, aber der Geist ist frisch geblieben.“

Frau Madeleine sah prüfend in das schmale Gesicht des Mannes, das keine lange Lebensdauer mehr verhieß.

„Mein Gott!“ sagte sie plötzlich, „Sie erinnern mich so lebhaft an einen alten Freund aus meiner Jugend — wäre es möglich?“

„Mein Name ist Harms, und Sie heißen Madeleine Mödling. Ja, so ist es. Ich habe Sie gleich erkannt.“

„Robert Harms!“ sagte Frau Madeleine bewegt. „Sie verließen damals so plötzlich unser stilles Dorf — und haben Sie das Glück gefunden?“

„Einige sagen, das Glück ist der Tod; ich habe es im Glauben erkannt und innere Befriedigung durch mein Streben erworben. Sie wissen nicht, warum ich damals vor zwanzig Jahren die alte Heimath mied?“

„Ich habe es nur geahnt. Die Flammen sind jetzt lange verglüht, Sie können nun ruhig erzählen.“

„Mit drei anderen jungen Theologen war ich, wie sie sich erinnern werden, Ihrem Herrn Vater, dem Oberpastor, zur letzten Ausbildung für unseren künftigen Beruf übergeben worden. Ich war kränklich und schwächlich.“

Er stockte und blickte einen Augenblick, von Gedanken überkommen, die er so lange Jahre nicht hatte aussprechen können, auf die weite Fläche des Meeres hinaus.

„Eines Sommerabends,“ fuhr er fort, nachdem er tief Luft geschöpft, „doch ich muß ja erst, um Ihrem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, berichten, was vorangegangen ist. Ich war emporgewachsen ohne Eltern, die ich nie kennen gelernt hatte, ohne Angehörige; ich lebte viel, fast immer für mich allein, bis ich in das Haus Ihres Vaters kam. Auf den Wunsch Ihrer Eltern unterrichtete ich Sie im Englischen, das ich damals schon fleißig studirt hatte. Ein halbes Kind noch, waren Sie immer gleichmäßig freundlich und herzlich gegen mich. Eines Tages aber sah ich Sie plötzlich vor mir, vor meinem Pult, die Augen gesenkt, mit dem weichen Haar, das in kurzen Löckchen über Ihre Stirn fiel. Ich sah auf — und auf einmal standen Sie vor mir, Madeleine, ein schlankes Mädchen, eine Jungfrau! Ich traute meinen Augen kaum. Das Leben war zu einem plötzlichen Abschluß gelangt. Ich wußte nicht, daß ich Sie liebte, bis auf den Tag!

Ich saß noch lange im Schulzimmer allein und stützte den Kopf in meine Hand; da stand Ihr kleines schwarzes Pult, der Nachmittagssonnenschein ließ ein helles, zitterndes Licht darauf fallen, und doch sah es so leer und traurig aus, wie sonst nie, wenn Sie dahinter saßen. Auf Ihrem Sitz lag ein kleines Buch, das Sie dort vergessen hatten, die kleine englische Grammatik, die wir zusammen studirten. Wie viel kleiner Aerger und große Freude, wie viele vergnügliche stille Stunden knüpften sich an das kleine Bändchen! Ich nahm es neugierig zur Hand, in Gedanken versenkt, die Ihnen folgten, schlug ich die Blätter langsam

um und dachte an so Manches dabei, ich sah die Buchstaben kaum. Und wie ich die Seiten in träumerischer, selbstvergessener Spielerei umdrehe, eine nach der andern, komme ich an ein Blatt, auf das etwas mit Tinte gekritzelt ist, in Ihrer gewohnten, mir so wohl bekannten Hand. Es waren nur zwei Worte, nichts weiter als ‚lieber Robert' — und dadurch hatten Sie hastig zwei Striche mit der Feder gemacht. — Ich wollte, Sie hätten diese Worte nie geschrieben."

Er athmete wieder schwer auf. „Ich hatte kein Recht, Sie zu lieben, um Ihre Liebe zu werben. Ich war ja ein ungeschickter, unpraktischer und ungeselliger Mensch, ein Kandidat der Theologie, der sich der Missionsthätigkeit widmen und in fernen Ländern den Heiden das Evangelium predigen wollte. Sollte ich ausfichtsloser Mensch das helle Licht Ihrer blühenden Jugend durch die Schatten meines einsamen Lebens verdunkeln? Ich war im Unrecht, wie nur ein Mensch im Unrecht sein kann. Aber ich dachte ja auch gar nicht daran, Ihnen meine Liebe zu gestehen; ich legte die kleine Grammatik weg und verschloß das Geheimniß in meiner Brust.

Da, an einem Sommerabend, ging ich noch spät in den Garten hinunter; die Nachtviolen dufteten so stark, ich konnte nicht schlafen. Als ich an die dichte Dornhecke kam, die den Küchengarten von den Blumen trennte, vernahm ich auf der entgegengesetzten Seite Stimmen. Die eine war die Ihrige, die andere —"

„Die Herrn Wehrmann's," fiel Madeleine tonlos ein.

„Ja, so war es. Ich hatte keine Absicht, den Lauscher zu spielen; aber was Sie gerade sagten, fiel mir schwer auf das Herz. In dumpfer Betäubung stand ich und horchte unwillkürlich einen Augenblick. ‚Wir dürfen hier nie wieder zusammentreffen,' sagten Sie, ‚um meines Vaters willen.' — ‚Madeleine!' rief er, ‚erst müssen Sie mir gestehen —' — ‚Nein,' unterbrachen Sie ihn, ‚Sie fürchten den Robert Harms? Ich liebe ihn nicht, den kränklichen, grämlichen Menschen, der schon so alt aussieht; ich hatte nur Mitleid mit ihm, wenn ich gegen ihn freundlich war.'

Also Mitleid — und keine Liebe! Es ist das, als ob dem Verschmachtenden ein Stein geboten wird!

Weiter vernahm ich nichts, ich schlich still davon. Wie lange ich dann noch unter der Ulme, nahe der Scheune, gestanden habe, weiß ich nicht mehr. Der Nachtthau fiel so kalt hernieder, daß mich fror, ich ging nach oben und setzte mich in das Schulzimmer, in's Dunkle, und bedeckte das Antlitz mit den Händen. Zwischen den Fingern quollen unaufhaltsam bittere Thränen hervor, die Thränen der ersten großen Enttäuschung und des Entsagens. Das Andere wissen Sie; ich schrieb an Ihren würdigen Vater und verließ das Haus, er billigte meine Gründe. Unsere Lebenswege haben sich seitdem nie wieder gekreuzt. Nach ein paar Jahren verließ ich Europa — und nun sind zwanzig Jahre darüber hingegangen."

In diesem Augenblick trat Fräulein Carpenter hinzu. Der Missionar machte rasch eine Verbeugung und ging nach dem Verdecke.

„Haben Sie zu dem Reverend (Geistlichen) getalked (geredet)?" sagte das Fräulein. „Er sieht nicht sehr stylish (stylvoll, fein) aus, etwas queer (sonderbar), nicht so wie unsere Reverends. Der Reverend von unserer church (Kirche) ist auch nach Europe getravelled (gereist), Daddy (Vater) war ein subscriber (Unterzeichner) mit hundert Dollars."

Der weiteren Unterhaltung entzog Madeleine glücklich ihr Gemahl, der das Rauchzimmer verlassen hatte und sie nun aufsuchte.

„Denke Dir nur, Eduard," berichtete sie ihm, „in dem Missionar aus Japan, der eigentlich aus Indien kommt, habe ich einen alten Jugendbekannten begrüßt, der Jahre lang bei meinem Vater war; ich will Dich bei Gelegenheit mit ihm bekannt machen. Welch' ein merkwürdiges Zusammentreffen!"

„Man sieht wieder einmal, wie eng und klein die Welt eigentlich ist. Wie lange ist es her, daß Du ihn nicht gesehen hast?"

„O, wohl zwanzig Jahre. Doch da kommt er!"

Die Vorstellung geschah in aller Form.

„Und haben Sie als Missionar Erfolg gehabt?" frug Herr Hoffberg, nachdem Beide einige höfliche Begrüßungsworte gewechselt hatten.

„Erfolg?" sagte Harms in etwas erstauntem Ton. „Ja, das ist immer das Erste und Letzte, wonach die Welt fragt. Verzeihen Sie mir — aber fragen Sie auch den Arzt, den Dichter, Künstler oder Rechtsgelehrten sofort, ob er im Leben ‚Erfolg' gehabt hat? Wie kann ich es wissen, ob ich unter den Indern Erfolg hatte? Das Aeußerliche ist doch das Geringste; ob ich gute Samenkörner ausfäete, ob ich das Sehnen nach dem Göttlichen, das auch unter den Heiden so häufig da ist und nur schlummert, ob ich das weckte — nur Einer weiß es, und die Zukunft wird es lehren. Ich habe mein Tagewerk gethan und kehre nun nach Hause zurück." —

Frau Madeleine hatte in der Nacht einen unruhigen, oft von wirren Träumen unterbrochenen Schlaf. Es war doch zu romantisch, daß ihr alter Verehrer ihr die Treue bewahrt und sich nicht vermählt, daß er zwanzig Jahre auf dem Altare seines Herzens die heilige Flamme der Liebe für sie gehütet hatte. So dachte sie sich die Sache, und ein bischen Stolz und Ueberhebung zogen in ihr Herz ein. An das tiefe Leid, das sie einst dem Manne durch die lieblose Aeußerung bereitet hatte, dachte sie weniger. Das Bild des Pfarrgartens stieg vor ihr auf, in dem sie ihre goldenen Kindertage verträumt hatte, und als Staffage dienten dem Gemälde die Figuren ihrer alten Liebhaber.

Die Wellen, die gluckfend, murrend und murmelnd an das Schiff stießen, bald grollend, bald jubilirend, erzählten ihr in der Nacht noch so Manches aus den vergangenen Tagen.

An dem nächsten Morgen ging für die Passagiere der „Stadt Boston" die Sonne kaum auf. Die Scenerie hatte sich völlig geändert. Ein gelbgrauer dicker Nebel, der seinen eigenartigen Geruch hatte, und an einen guten Londoner Nebel echtester Themsesorte lebhaft erinnerte, hatte wie ein großes Sacktuch den Theil des Oceans fest umschlossen, den das Schiff in halber Fahrgeschwindigkeit durchschnitt. Alle paar Minuten heulte das Nebelhorn entsetzlich auf; allmälig gewöhnten sich die Herren etwas an die disharmonischen Töne, allein ein gewisses Gefühl der Unruhe und Beängstigung war doch vorhanden und ließ sich nicht so leicht verscheuchen. Der Kapitän hatte seinen Regenrock angezogen und einen Südwester aufgesetzt, denn es fiel naß und immer nässer aus der Luft herab. Er wich nicht von der Kommandobrücke, und die Offiziere liefen geschäftig umher, kontrolirten die Leute und hielten fleißig Ausguck. Jeder fühlte, daß das Schleiertuch der dunklen und dicken Luft, die das Schiff einschloß, ein Unglück bergen könne, und daß darum wachsame Vorsicht am Platze sei.

„Sagen Sie — ist denn Gefahr vorhanden?" fragte der riesenhafte amerikanische „Oberst" in zaghafter dünner Falsettstimme einen der Offiziere.

„Gefahr?" erwiederte der Seemann mit unwillkürlichem Lächeln und sah auf den Hünen, dessen Stimme ein bedeutendes Zittern verrathen hatte, „Gefahr ist vorläufig nicht da. Sie würde sich aber sofort einstellen, wenn ein Eisberg oder ein anderes Schiff unseren Kurs träfe; auf alle Fälle fahren wir darum nur mit halber Kraft."

„Aber in der Nacht?"

„Dann stecken Sie den Kopf in's Kissen und empfehlen sich der Gnade Gottes. Wir können doch nicht beidrehen und still liegen bleiben, wie sollten wir denn die Nebelregion überwinden?"

„Aber das ist ja schrecklich!"

Der Offizier schüttelte unmuthig den Kopf und ließ den tapferen Krieger stehen.

In der Nacht zuvor war ein zweijähriges kleines Kind gestorben. Der Kapitän hatte die Passagiere ersucht, dem Begräbnisse beizuwohnen, das in würdiger Weise vor sich ging. Der Missionar als der einzige an Bord befindliche Geistliche sprach ein paar kurze Worte.

„Wie arm und elend wäre doch das Menschenleben," sagte er zum Schlusse, „wenn es mit dem, was wir ‚Tod' nennen, völlig zu Ende ginge. Der Mensch mit seiner Geisteskraft, mit seinen großen Ideen, die Jahrtausende überdauern, stände auf derselben Stufe mit dem Thier, das sich vom Gras des Feldes nährt und nicht nachzudenken vermag. Das kann nicht sein; eine solche zwecklose Verwüstung stimmt nicht mit der Harmonie der großen Natur, die sich sonst in so Vielem zeigt. Nein, es gibt keinen ‚Tod' — den sterblichen Leib senken wir in die tiefe Fluth, aber der Geist ist unsterblich, er verwittert nicht mit der Hülle zusammen auf dem großen Friedhof dort unten."

Einem alten Brauche folgend sprach darauf der Kapitän das Vaterunser; dann schnellte man das Brettchen los, es war vorüber.

Die ernste Stimmung, die auf dem Schiffe herrschte, war durch das Begräbniß noch vermehrt worden; mit drohendem Finger hatte das Geschick an die Herzen gepocht. Auf die lustigen Tänze war der Choral gefolgt, der im Salon der Kajüte angestimmt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hafen von San Remo.

(Mit Bild auf Seite 65.)

Zu den besuchtesten klimatischen Kurorten an der Riviera di Ponente gehört San Remo, das an einer im Westen vom Kap Nero, im Osten vom Kap Verde begrenzten Bucht des ligurischen Meeres liegt. Die zur italienischen Provinz Porto Maurizio gehörige Stadt zählt gegen 17,000 Einwohner und hat einen vortrefflichen Hafen, von dem wir auf S. 65 eine Ansicht bringen. Ganz im Vordergrunde an dem Molo oder Steindamm, welcher den hier ankernden Fischerfahrzeugen zum Schutze dient, liegt ein italienisches Torpedoboot, dahinter eine Fischerschaluppe. Weiterhin schweift dann der Blick des Beschauers über die glatte Wasserfläche des Hafens hinüber zum Ufer, wo sich die Altstadt von San Remo mit dem Gewirr ihrer engen Gäßchen und übereinander gethürmten Häuser den Hügelabhang hinaufzieht, während die Kette der Seealpen im Hintergrunde die Rundsicht abschließt.

Mohammedanerin und Metuolifrau in Sidon (Syrien).

(Mit Bild auf Seite 68.)

Die alte phönikische Königsstadt Sidon heißt heute Saïda und liegt halb in Trümmern, überragt von den nun kahlen Hängen des Libanon, auf denen einst die schönsten Wälder grünten. Die Stadt hat ungefähr 11,000 Einwohner, darunter 1800 griechische Katholiken, 1000 Maroniten, 1000 Juden, 200 ortho-

doxe Griechen und endlich 7000 Muselmänner und Metuoli oder strenggläubige Schiiten. Letztere bilden bekanntlich eine große mohammedanische Sekte, deren Anhänger im Gegensatze zu den Sunniten Ali, den Schwiegersohn des Propheten, als den rechtmäßigen Nachfolger Mohammed's anerkennen und die drei ersten Khalifen: Abu Bekr, Osman und Omar, als Usurpatoren betrachten und verdammen. Unser untenstehendes Bild zeigt uns eine reiche Mohammedanerin von Sidon in einem Gemache ihres Harems, der eine Metuolifrau, offenbar eine begünstigte Dienerin, Gesellschaft leistet. Männer dieser beiden konfessionellen Richtungen des Islam würden sich schwerlich so gut zusammen vertragen, sondern wahrscheinlich sehr bald in theologische Streitigkeiten gerathen, wie sie zwischen den Sunniten und Schiiten gewöhnlich sind.

Ein böses Spiel.

(Mit Bild auf Seite 69.)

Das Bild W. Rögge's, das unser Holzschnitt S. 69 wiedergibt, versetzt uns in ein ländliches Wirthshaus, wo ein junger Bauer mit einem alten dem Kartenspiele fröhnt. Beide spielen gewiß schon lange, denn die Frau des jungen Mannes ist besorgt von Hause gekommen, um ihn zur Heimkehr zu mahnen — sie weiß ja leider schon, wo sie ihn zu suchen hat. Es handelt sich gerade um einen großen Einsatz, aber wir dürfen gewiß sein, daß der verschmitzte Alte mit der Krücke, vor dem schon ein ganzer Haufen gewonnenen Geldes liegt, auch diesmal gewinnen und, wenn nöthig, „das Glück zu korrigiren" wissen wird. „Ein böses Spiel" fürwahr ist's, das der verblendete junge Bauer da spielt, und von dem ihn die sanfte Mahnung der Frau, die wie sein guter Genius neben ihm steht, nicht abzuhalten vermag.

Der Museumswärter.

Humoreske von Eugen Schmitt.

1.

Professor Beiner an der Universität zu K. gehörte zu den originellsten Menschenkindern. Wenn er sich außerhalb des Hörsaales in seiner Wohnung befand, die in demselben Gebäude



Mohammedanerin und Metuolifrau in Sidon (Syrien). [S. 67]

lag, in welchem die zoologischen Sammlungen aufgestellt waren — Beiner war nämlich Professor der Zoologie — so ging er am liebsten im Winter im Schlafrock, im Sommer in einem langen Leinwandkittel herum. Zu einer seiner Gewohnheiten gehörte ferner, daß er an jedem Nachmittag um zwei Uhr in seinem Garten zur Verdauung Holz sägte und spaltete.

So stand an einem heißen Sommernachmittage Professor Beiner in seinem schon etwas schmutzigen Leinwandkittel vor dem Hauklotz und schwang die Axt aus Leibeskräften. Plötzlich hörte er Schritte neben sich, und als er aufsah, bemerkte er einen jungen Mann von elegantem Aeußeren, der ihm nachlässig zunickte und dann sagte: „Hören Sie 'mal, lieber Freund, wissen Sie nicht, ob man sich das Museum jetzt ansehen kann?'

„Das Museum ist geschlossen!" brummte, entrüstet über diese Anrede, der Professor. Dann wollte er wieder weiter hacken, aber der junge Mann sagte lächelnd: „Lassen Sie sich doch einen Augenblick Zeit! Mit dem Holzspalten werden Sie schon noch fertig. Ich möchte nämlich gerne das Museum ansehen, denn ich bin selbst Privatdozent der Zoologie an der Universität Berlin, mein Name ist Doktor Wilhelmi. Ich bin hier auf der Durchreise und habe nur ein paar Stunden Zeit. Wissen Sie nicht, an wen man sich zu wenden hat, oder gehören Sie selbst zum Hauspersonal? Es soll mir auf ein anständiges Trinkgeld nicht ankommen."

Beiner sah ein, daß ihn dieser unverschämte junge Mensch nicht für einen Professor, sondern für irgend einen niederen Angestellten des Instituts hielt, und trotzdem er sonst nicht zum Scherzen aufgelegt war, schien ihm die Sache doch Spaß zu machen; er richtete sich auf und sprach: „Ja, ich bin der Museumswärter, und wenn Sie wollen, so kann ich Ihnen die Sammlungen zeigen."

Doktor Wilhelmi interessirte sich natürlich sehr lebhaft für die ausgestellten Gegenstände, weil sie ja in sein Fach gehörten, aber auch Beiner vergaß bald ganz und gar, daß er die Rolle des Museumswärters spielte, er erklärte immer mehr und mehr und immer wissenschaftlicher.

„Hören Sie 'mal," sagte endlich erstaunt der Fremde, „Sie sind wohl von dem alten Professor Beiner besonders abgerichtet worden, daß Sie über die Sachen so genaue Auskunft geben können."

„Ja!" entgegnete der Professor mit verbissenem Ingrimme. „Der Alte hat mich abgerichtet."

„Das sieht ihm ähnlich!" sagte der Doktor. „Man erzählt sich ja von dem Professor auch in Berlin die tollsten Schnurren. Er soll ein



Ein böses Spiel. Nach einem Gemälde von W. Rögge. (S. 68)

unglaublich excentrischer Mensch sein, so etwas verrückt, sagt man. Ich hätte ihn ja auch aufsuchen können, um mir von ihm die Erlaubniß für den Besuch des Museums zu erbitten, aber ich fürchtete erstens, ihn in der Mittagsruhe zu stören, und dann ist er auch nicht allzugut auf mich zu sprechen. Ich habe nämlich einmal vor ein paar Jahren eine seiner neuen zoologischen Entdeckungen angegriffen und eine Broschüre gegen ihn geschrieben, die ihn sehr geärgert haben soll. — Aber hören Sie, da fällt mir etwas ein! Vielleicht könnten Sie etwas für mich thun! Sie sind doch wahrscheinlich schon sehr lange hier."

„Natürlich!" entgegnete Beiner, sich mühsam beherrschend, denn er hoffte jetzt noch hinter allerlei Geheimnisse zu kommen.

„Der Professor," sagte Wilhelmi, „hat, wie Sie wohl wissen, eine einzige Tochter, ein reizendes, allerliebstes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, Fräulein Agnes."

Wilhelmi zog plötzlich sein Portemonnaie heraus, suchte eine Zeitlang in demselben herum und entnahm ihm endlich ein Zehnmarkstück, welches er mit einem vielsagenden Lächeln dem versteinerten Professor in die Hand legte.

„Verstehen Sie," sagte er, „das ist für Sie. Dafür müssen Sie mir aber auch einen Gefallen thun. Hier ist ein Brief an das Fräulein. Geben Sie ihr denselben aber heimlich, denn der Alte darf es nicht sehen, und bringen Sie mir später die Antwort. Ich logire in der ‚Krone'. Ich war nämlich im vorigen Jahre in Bonn zum Besuch, da war auch das Fräulein Agnes, verstehen Sie? Wir haben uns kennen und lieben gelernt. Aber wir müssen Mittel und Wege finden, um sehr vorsichtig dem Alten die Sache beizubringen; denn, wie gesagt, er hat einen Zahn auf mich. Sie sehen also, ich verlange von Ihnen durchaus nichts Böses und muthe Ihnen nicht zu, an der Familie des Professors einen Verrath zu begehen. Stecken Sie das Geld ein, verkneipen Sie es auf meine Gesundheit und sehen Sie zu, daß Sie mir recht bald Nachricht nach der ‚Krone' bringen. Ich erwarte Sie dort. Adieu!"

Damit machte er Kehrt und verließ das Zimmer, nachdem er noch in vertraulicher Weise dem sprachlosen Professor auf die Schulter geschlagen hatte.

Wohl zehn Minuten lang verharrte Beiner in seiner Bewegungslosigkeit unter dem Eindruck der verblüffenden Wendung, welche das Gespräch zwischen ihm und Wilhelmi genommen hatte. Dann schlug er ein Gelächter auf, das so furchtbar klang, daß beinahe die ausgestopften Thiere des Museums eine Gänsehaut überlief. Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und rannte wie rasend immer zwischen dem ausgestopften Eisbären und dem ausgestopften Tiger hin und her, sah wilder aus, als alle die Raubthiere des Museums zusammengenommen, und riß schließlich den Brief auf, um zu sehen, was denn dieser saubere Patron aus Berlin seiner Tochter zu schreiben wage. Der Brief lautete:

„Meine geliebte Agnes!

Ich bin heute angekommen und theile Dir in aller Geschwindigkeit mit, daß ich in der ‚Krone' logire —"

„Er duzt sie also schon, der unverschämte Patron!" schrie Beiner entrüstet, dann las er weiter:

„Da Deine Mutter in das Vertrauen gezogen ist, so kannst Du ja mit ihr besprechen, auf welche Art und Weise die Angelegenheit so in Fluß gebracht werden kann, daß ich es wagen darf, mich Deinem Vater vorzustellen, ihn zu versöhnen und um Deine Hand zu bitten. Es küßt Dich tausendmal Dein Dich ewig liebender

Albert Wilhelmi."

Also eine Verschwörung, eine förmliche Verschwörung! Auch seine Frau wußte bereits um das Geheimniß!

Beiner stürmte zur Thür hinaus, um nach seiner Wohnung zu eilen. Ein furchtbares Strafgericht wollte er dort über Frau und Tochter halten; er wollte ihnen mit diesem Briefe in der Hand entgegentreten wie der Donnergott, und sie moralisch zerschmettern.

Merkwürdigerweise aber wurden seine Schritte, je näher er seiner Wohnung kam, immer langsamer und zögernder, und der Herr Professor, der zuerst im Sturmschritt aus dem Museum herausgestürzt kam, wäre jetzt vor seiner Thür beinahe wieder umgekehrt.

Wir müssen nämlich hier einschalten, daß der Herr Professor in der That einigen Grund hatte, zu zögern. Es ging ein Gerücht in der kleinen Universitätsstadt, daß der Herr Professor Beiner in ganz unverantwortlicher Weise unter dem Pantoffel seiner kugelrunden kleinen Frau stehe, und dies enthielt einen großen Theil Wahrheit. Der Professor, der in der Wissenschaft ein Licht, im Hörsaal eine Autorität, im Examen ein Wütherich war, bildete in seinem eigenen Hause eine Null.

Zum Unglück aber war die holde Gattin gerade nicht in der Nähe der Tochter, als der Professor in das Wohnzimmer trat, und Fräulein Agnes mit einer Näherei beschäftigt am Fenster sitzen sah. Der Muth des Professors wuchs daher sofort im Quadrat der Entfernung von seiner Gattin, und mit einer Stimme, welche die Mitte hielt zwischen dem Kreischen eines Scheunenthors und fernem Donnerrollen, schrie er die ahnungslose Tochter an: „Elende! Verrätherisches Kind! Pflichtvergessene Tochter!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und, angelockt durch das ungewohnte Geschrei, erschien die kleine Frau des Professors. Wie resolut die kleine Frau Professorin war, das ersieht man daraus, daß sie mit einem kühnen Griff sich sofort des Briefes bemächtigte, den der Professor noch immer in der Hand hielt und den er wie eine Fahne fortwährend hin und her schwenkte. Im Augenblicke hatte sie ihn überflogen und mit einer wirklich Achtung gebietenden Ruhe sagte sie jetzt zu dem ingrimmigen Gatten: „Allerdings weiß ich um dieses Verhältniß zwischen Herrn Doktor Wilhelmi und Agnes, und es schadet durchaus nichts, daß Du so ohne alle Vorbereitungen auch Kenntniß davon erhieltest. Du wirst einsehen, daß es für Agnes Zeit ist, zu heirathen, daß sie hier in dieser kleinen Stadt durchaus gar keine Aussicht hat, eine passende Partie zu machen, und daß wir sehr froh sein müssen, wenn wir einen Schwiegersohn bekommen, wie Herr Wilhelmi ist, der vielleicht schon im nächsten Jahre Professor wird und eine große Zukunft vor sich hat."

„Und welcher der unverschämteste Mensch auf der Erde ist, der sich nicht nur erfrecht hat, meine wissenschaftlichen Entdeckungen zu bekritteln, sondern mich selbst obenein gefragt hat, ob es wahr sei, wenn man von mir erzähle, ich sei verrückt und eine lächerliche Figur. Der unverschämte Mensch! Der Frechling! Niemals gebe ich meine Einwilligung dazu, daß meine Tochter ihn heirathet. Ohne meine Einwilligung könnt ihr aber nichts thun, auf dem Standesamt gilt der Mann noch etwas, dort wird es sich schon zeigen, wer der Hausherr ist. Ich gebe meine Einwilligung niemals, niemals, niemals!"

2.

Der Privatdozent Doktor Albert Wilhelmi saß im Gasthause „Zur Krone" und sah aus wie ein Mensch, dem irgend etwas Furchtbares geschehen ist, und der im Begriffe steht, Hand an sich zu legen. Vor ihm lag ein Brief von Damenhand, und dieser lautete:

„Um des Himmels willen, was hast Du gethan! Du hast den Vater für einen Museumswärter gehalten, hast Dich sehr ungebührlich gegen ihn betragen und ihm sogar einen Brief an mich zur Besorgung anvertraut. Der Vater hat geschworen, niemals seine Einwilligung zu unserer Verbindung zu geben. Wenn mein Pathe nicht helfen kann, so ist Alles aus!

Ich will sterben und bleibe bis in den Tod Deine getreue

Agnes Beiner."

Draußen auf dem Gange schlürfte ein Schritt, ein leises Hüsteln ließ sich hören, dann wurde an die Thür geklopft, und auf das mechanische „Herein!" Wilhelmi's trat ein kleiner alter Herr ein, dessen jugendfrisches, angenehm geröthetes Gesicht in merkwürdigem Gegensatz zu seinem schneeweißen Haar stand. In diesem bartlosen Gesicht zwinkerten ein Paar Aeuglein von grauer Farbe, die ebenso forschend, als fröhlich und schelmisch aussahen. Der kleine Herr war sehr ehrbar in Schwarz gekleidet, grüßte Wilhelmi mit einer Handbewegung und sagte dann: „Ich habe das Vergnügen, Herrn Doktor Wilhelmi zu sprechen?"

„So ist mein Name," entgegnete der verzweifelte Liebhaber und setzte dann hinzu: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich bin," entgegnete der kleine Herr, „der Professor Baumgarten."

„Wie?" rief Wilhelmi auffahrend, „der weltberühmte Orientalist?"

„Orientalist wohl! Ob weltberühmt, ist eine andere Frage, und die Nachwelt wird das entscheiden. Ich komme aber nicht in orientalischen Angelegenheiten zu Ihnen, sondern in der Angelegenheit einer jungen Dame, die mein Päthchen ist, im Auftrage des Fräulein Agnes Beiner."

„Wie soll ich Ihnen danken," entgegnete Wilhelmi aufathmend, „daß Sie sich mit solcher Liebenswürdigkeit unserer annehmen!"

„Danken Sie mir gar nicht," entgegnete der Professor Baumgarten, „denn die Sache macht mir viel mehr Vergnügen, als Sie glauben. Nun hören Sie Folgendes. In ungefähr zwei Stunden erwarte ich Sie im Wilhelmsgarten, welcher östlich vor der Stadt liegt. Er ist einer der Hauptvergnügungsorte der Einwohner dieser kleinen Universitätsstadt, und jedes Kind kann Ihnen den Weg dahin zeigen. Ich erwarte Sie bestimmt. Das Weitere wird sich finden. — Apropos, wie steht es denn mit dem wissenschaftlichen Streit, den Sie mit meinem Kollegen Beiner gehabt haben?"

„Ich denke," entgegnete Wilhelmi, „jetzt anders über die Sache. Ich bin sogar nicht abgeneigt, meine damaligen Erklärungen auf Grund meiner neueren Forschungen und Erfahrungen zurückzunehmen."

„Sehr gut!" entgegnete Professor Baumgarten. „Das wollen wir uns merken, denn das ist von großer Wichtigkeit. Auf Wiedersehen also, mein Herr Doktor, im Wilhelmsgarten!"

— — — — — — — — — — — —

An jedem Nachmittage, und selbst bei schlechtem Wetter, pflegten Professor Beiner und Professor Baumgarten zusammen einen Spaziergang zu machen, der gewöhnlich im Wilhelmsgarten endete. Dort nahmen die beiden Herren, von denen Professor Beiner sechzig und Professor Baumgarten über siebzig Jahre alt war, eine Erfrischung ein, und begaben sich dann nach Hause. Auf dem heutigen Spaziergange gab es zwischen ihnen eine lebhafte Unterhaltung; das konnte man schon aus den Gestikulationen ersehen, die besonders bei dem Professor Beiner ganz großartige waren.

„Und ich sage Ihnen, Kollege," wiederholte

Professor Baumgarten, „Sie sind dem jungen Manne eine Genugthuung schuldig."

„Ich ihm eine Genugthuung? Das ist gut! Wahrscheinlich soll ich ihn um Entschuldigung bitten, daß er mich beleidigt hat?"

„Ich bin zwar kein Jurist, aber wenn Sie mir nicht glauben, so werden Ihnen das die Herren Kollegen von der anderen Fakultät erklären, daß zu einem Vergehen zwei Sachen gehören: die Schuld und die böse Absicht. Die böse Absicht aber hat der junge Mann keineswegs gehabt, im Gegentheil, Sie haben ihn herausgefordert. Sie haben den jungen Mann zuerst belogen, haben sich für einen Museumswärter ausgegeben, und er war demnach ganz in seinem Rechte, wenn er Sie als solchen behandelte. Daß Sie dabei Sachen gehört haben, die Ihnen nicht angenehm waren, ist lediglich Ihre Schuld, denn eigentlich haben Sie sich in das Vertrauen des jungen Mannes in indiskretester Weise eingeschlichen."

„Ich sehe schon, es handelt sich um eine Verschwörung gegen mich. Sie stecken unter einer Decke mit meiner Frau und Tochter Ich habe die Majorität gegen mich und werde natürlich niedergestimmt, aber vorläufig werde ich meinen Willen durchsetzen, und wenn ihr euch Alle auf den Kopf stellt. Der Mensch ist stets mein Gegner gewesen! Er hat mich auch wissenschaftlich angegriffen, und das verzeihe ich ihm nie!"

„Und ich kann Ihnen die bestimmte Erklärung geben, daß Ihrem jüngeren Kollegen sein damaliger Angriff sehr leid thut, und daß er aus Ihrem Gegner Ihr überzeugter Anhänger geworden ist. — Doch da sind wir im Wilhelmsgarten, und siehe da, da drüben sitzt ja auch der junge Mann, von dem wir eben sprechen. Welcher Zufall!"

Im nächsten Augenblicke griff Baumgarten nach dem Arm Beiner's und hielt ihn zurück, denn der Professor wollte ohne Weiteres Kehrt machen. Er winkte dem Privatdozenten, der etwas verlegen näher trat, und raunte Beiner zu: „Geben Sie wenigstens dem jungen Manne Gelegenheit, Sie um Verzeihung zu bitten. Denken Sie daran, daß wir uns in einem öffentlichen Lokale befinden und daß es einen stadtkundigen Skandal gibt, wenn Sie hier vergessen, was man sich unter Kollegen schuldig ist, und daß dieser junge Mann die besten Absichten hat."

Das wirkte. Professor Beiner war so verlegen, daß er sich ganz willenlos festhalten ließ, und als Wilhelmi jetzt vor ihm stand und ihm im herzlichsten Tone sagte: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Professor, und appellire nicht nur an Ihre Großmuth und allbekannte Menschenfreundlichkeit, sondern auch an Ihr Vaterherz!" kam in Professor Beiner endlich das gute Herz zur Geltung, und anstatt seinen Gegner, der ihn so schwer beleidigt hatte, zu erwürgen oder niederzuschlagen, gab er ihm sogar die Hand und sagte: „Es war eine sehr komische Sache, und ich ergebe mich. Sie haben zu viel Hilfe, und ich stehe allein. Ich glaube aber, mein junger Herr Kollege, Sie wären ein noch besserer Feldherr, als Professor geworden. Vor Allem ist es mir unbegreiflich, wie Sie diesen alten, scheinheiligen Heuchler, der sich meinen väterlichen Freund nennt, weil er ein paar Jahre älter ist als ich, auf Ihre Seite bekommen haben. Ich strecke die Waffen und bitte mir nur aus, daß Sie mir bei einer kleinen Strafe helfen, die ich meinen rebellischen Weibern zu Hause nicht ersparen kann."

3.

Eine unheimliche, dumpfe Schwüle lastete am nächsten Morgen über dem Hause des Professors Beiner. Agnes hatte genug zu thun, um ihre Thränen zu trocknen, und die Frau Professor ging umher ganz außer sich, und geladen wie ein Explosionsgeschoß mit Zorn und Grimm gegen den Gemahl.

Was war gestern Abend passirt? Die Stunde, um welche der Professor gewöhnlich von seinem Spaziergange nach Hause zum Abendtisch zu kommen pflegte, war längst verstrichen. Es schlug acht Uhr, es schlug neun Uhr, von dem Professor war noch immer nichts zu sehen. Es wurde zehn Uhr, und der Professor kam nicht nach Hause. Aller Grimm und aller Zorn schwanden bei der kleinen Dame und verwandelten sich in die quälendste Angst, sie kehrten aber in erneuter und verstärkter Heftigkeit zurück, als endlich gegen elf Uhr der Professor in einem Zustande ankam, den seine Gattin bei ihm für unmöglich gehalten hätte, weil sie ihren Mann noch nie so gesehen hatte. Sagen wir es ehrlich und klar, der Professor hatte einen gehörigen, wenn auch recht anständigen Rausch.

Was aber das Allerunangenehmste war, er schien "auf Krakehl" gestimmt, schimpfte über die Weiberwirthschaft, der er schon ein Ende machen werde, und was ähnliche Liebenswürdigkeiten mehr waren.

Die Frau Professor zog sich tief empört zurück und hoffte, daß, wenn erst die Geister des Weines verflogen sein würden, am nächsten Morgen zugleich mit dem physischen Katzenjammer bei dem Rebellen auch der moralische eintreten würde.

Aber merkwürdigerweise traf auch diese Erwartung nicht zu. Um neun Uhr ging der Professor nach seiner Gewohnheit in's Kolleg, um seine Vorlesungen zu halten, als ob nichts vorgefallen wäre. Um elf Uhr kehrte er zurück und begab sich in sein Arbeitszimmer. Plötzlich aber öffnete sich die Thür, die aus diesem in das Wohnzimmer führte, und in ihr erschien der Professor, um mit dem finsteren Gesichte eines Tyrannen Folgendes zu befehlen: „Heute Mittag haben wir einen Gast. Es ist der Mann, den ich zum Gatten für Dich bestimmt habe, Agnes; die feierliche Verlobung findet bei Tische statt. Niemand wage es, mir zu widersprechen! Ich will doch einmal sehen, wer Herr im Hause ist!"

Fast schreiend hatte der Professor diese Worte ausgestoßen, dann machte er sofort Kehrt und verschwand wieder in seinem Arbeitszimmer.

Agnes sah mit ihren braunen, durch Thränen verschleierten Augen nach der Thür, als ob durch dieselbe eben ein Gespenst getreten wäre. Die Frau Professor aber stand mit offenem Munde und geballten Fäusten gänzlich erstarrt in der Mitte des Zimmers. Beide Frauen wagten keinen Laut von sich zu geben. Sie hörten noch, wie der Professor in seinem Areitszimmer herumrumorte und dann das Zimmer und anscheinend auch das Haus verließ.

Mit seinem Weggange löste sich der Bann, der auf den beiden Frauen lag, und Beide griffen zu dem einzigen Hilfsmittel, das ihnen in ihrer jetzigen schrecklichen Lage zur Verfügung stand, zu Thränen.

— — — — — — — — — — —

Der Tisch stand festlich gedeckt im besten Zimmer der Professorswohnung, aber für Mutter und Tochter schien dieser Tisch zur Henkersmahlzeit gedeckt zu sein, und eine unheimliche Schwüle, eine Ruhe wie vor dem Alles verwüstenden Orkan herrschte in der Wohnung, an deren Thür kurz vor ein Uhr, der Stunde des Essens, geklingelt wurde.

Agnes ging hinaus, um zu öffnen, und stieß einen lauten Schrei aus, als sie draußen den Geliebten in festlichem schwarzen Anzuge stehen sah. Auf diesen Schrei eilte auch die Mutter herbei und war noch Zeugin, wie der Herr Privatdozent ganz tapfer sein Liebchen küßte. Dann gerieth sie aber selbst in Angst und rief: „Um des Himmels willen! Wie konnten Sie sich zu uns wagen gerade in dieser Stunde? Mein Mann ist außer sich, und ich muß Sie daher dringend bitten, zu einer anderen Zeit sich ihm nähern zu wollen."

Wilhelmi schien über diese Anrede sehr erstaunt, er konnte aber nicht darauf antworten, denn Mutter und Tochter erbleichten plötzlich und wiesen mit schrecklichen Geberden nach der Treppe, auf welcher man soeben den Tritt des heimkehrenden Professors Beiner vernahm. Einen Wink der Verständigung warfen sie sich zu, dann ergriffen sie den immer mehr erstaunten Wilhelmi und führten ihn mit bewunderswerther Geschwindigkeit fort in eines der Zimmer, das sie sofort wieder verließen, während ihm die Frau Professor zuflüsterte: „Verhalten Sie sich um Gottes willen hier still! Vielleicht können wir Sie dann unbemerkt hinausbringen, wenn er bei Tische ist."

Wilhelmi war allein und nicht wenig erstaunt über diese Begrüßung seitens der Mutter und Tochter, nachdem er vom Vater, mit dem er sich am Abend vorher so vollständig versöhnt hatte, in aller Form eine Einladung zum Mittagessen erhalten hatte. War es dem Professor wieder leid geworden?

Er verbrachte etwa eine Viertelstunde mit Grübeln und Nachdenken über die Lage, in der er sich befand, als er im Nebenzimmer — es war das Eßzimmer — Stühle rücken und die Stimmen des Professors Beiner und des Professors Baumgarten vernahm, sowie ein feierliches Rauschen von Frauenkleidern, welche höchst wahrscheinlich Agnes und ihrer Mutter angehörten. Beide Frauen schienen kein Wort zu sprechen, während Baumgarten sehr aufgelegt schien, und Beiner ein über das andere Mal rief: „Ist mir solche Unpünktlichkeit schon vorgekommen! Ich habe ihm doch gesagt, er solle Punkt ein Uhr bei uns zu Tische sein."

Um die Lippen der Frau Professor spielte ein höhnisches Lächeln über diese Unpünktlichkeit des von ihrem Gatten für die Tochter ausersehenen Bräutigams, dasselbe verwandelte sich aber bald in ein schreckhaftes Zittern der Mundwinkel, als sich im nächsten Augenblick die Thür öffnete und in dieser Wilhelmi erschien.

Agnes schrie laut auf, und ihre Blicke ruhten voll banger Erwartung und Sorge auf dem Vater, der ganz gelassen erklärte: „Da ist er ja endlich Zu Tisch, lieber Sohn, der Verlobungsschmaus soll uns schmecken!"

Dann weidete er sich wohl fünf Minuten lang an der Ueberraschung, die sich auf den Gesichtern von Tochter und Mutter malten, und erklärte endlich: „Ihr wolltet mich überlisten, es ist euch aber nicht gelungen. Jetzt seid ihr angeführt, und die Angst, die ihr ausgestanden habt, mag die Strafe für die Verschwörung sein, die ihr gegen euren Gatten und Vater in's Werk gesetzt habt."

Mannigfaltiges.

Fürsten-Freuden und -Leiden. — Nicht nur in Europa genießt der Fürst die Achtung und Liebe seiner Unterthanen, in fernen Ländern ist er in noch höherem Maße geehrt. In Afrika und auf den Inseln der Südsee ist er ein Gott, dem auch göttliche Ehren erwiesen werden. Seine geheiligte Person muß gegen jede Verletzung, jede Verwundung gesichert sein und deshalb genießt er manche merkwürdige Vorrechte. Selbst der gewaltigste Zauberer soll dem Herrscher gegenüber machtlos sein, und da die wirksamsten Verhexungen nach dortigen Glauben mit Hilfe des Namens hervorgebracht werden, so darf der Name des Königs an manchen Orten, z. B. am weißen Nil, von keinem Unterthan erwähnt werden Noch gründlicher schützen die Bewohner von Wadai

im östlichen Sudan ihren König. Wer von ihnen den gleichen Namen wie der Fürst führt, muß sich sofort einen andern wählen, da er dem Könige schaden könnte, und um ganz sicher zu gehen, ließ der König Bossa Ahadi Jeden tödten, der Bossa hieß. Aber ein geschickter Hexenmeister kann auch seine verwerflichen Künste mit ähnlich klingenden Worten ausführen. Deshalb werden auch die ähnlich lautenden Namen abgeändert. Die Ambula-Kaffern gebrauchten lange Zeit hindurch für die Sonne den Ausdruck Ilonga. Als ein Häuptling Ulonga den Thron bestieg, konnte man der Sonne ihren alten Namen nicht lassen und seitdem heißt die Sonne Isota. In Loango, an der Küste von Guinea, werden dem König alle göttlichen Ehren erwiesen, und nie darf Jemand ihn essen oder trinken sehen. In Centralafrika und auf manchen australischen Inseln darf Niemand den Landesherrn berühren. Derselbe ist heilig, und was mit seinem Körper in Berührung gekommen ist, gilt auch für heilig und darf nicht berührt werden. Ein Landeskind kann durch ein Anstreifen seines Fürsten daher in eine sehr üble Lage kommen. Die Hand, die am Körper des Häuptlings gewesen, darf nicht zum Munde geführt werden, da auch sie heilig geworden ist, und dadurch kann der unglückliche Unterthan dem Tode geweiht sein, ohne daß die Berührung des Herrschers unmittelbar tödtlich ist. Glücklicherweise kann aber die heilige Hand durch den göttlichen Häuptling ihrer Unberührbarkeit wieder beraubt werden. Ein Daumenknipsen des Herrschers nimmt den Zauber von der Hand. Da ein Verhängniß es fügen kann, daß nach der Berührung sich der Häuptling auf längere Zeit entfernt, so findet sich in jedem Dorfe eine Schüssel, die in der Abwesenheit des Fürsten eine Entheiligung hervorrufen kann. — Aber nicht überall auf der Welt genießt der König eine solche Verehrung und solchen Schutz. Verschiedene Völkerstämme verlangen einen lebensvollen, starken Fürsten, der nicht nur im Rathe, sondern auch im Kriege der Erste sein kann. Wird der König alt, so muß er abdanken, und damit der ehemalige Herrscher seinem Nachfolger nicht etwa entgegentreten kann, wird der abgelebte Greis getödtet. Die Eycos senden dem Herrscher, dessen sie überdrüssig geworden sind, eine Papageienfeder mit dem Bemerken, er sei der Regierungssorgen wohl müde und werde zu schlafen wünschen. Dann fallen seine Weiber über den altersschwachen König her und erdrosseln ihn. Der Häuptling der Zauberer bei den Kongonegern darf niemals eines natürlichen Todes sterben. Sobald er Spuren einer etwa beginnenden Krankheit zeigt, legen ihm daher seine Unterthanen eine Schlinge um den Hals; bevor sie zuziehen, muß er den Namen seines Nachfolgers angeben, dem schließlich ein gleiches Schicksal bereitet wird; auch muß der König Regen machen, und gelingen ihm seine Bemühungen nicht, so wird ihm der Bauch aufgeschlitzt, damit seine Eingeweide den ersehnten Regenguß liefern sollen. — Leicht ist die Königswürde also nicht immer, und auch der Herrscherlauf hat manche unangenehme Seite. [J. E.]

Humoristisches.



Geistesgegenwart.
Dame: Jetzt rasch mit dem Maßkrug fort in die Küche und gib mir schnell mal 'nen Band Schiller dort aus dem Schrank; ich seh', eben kommt mein Bräutigam.



Gespräch auf einem Kinderballe.
Haben Sie auch Würmer, mein Fräulein? Bei uns zu Haus haben wir Alle welche!

Bescheidene Bitte. — Der Pater Leonhard, gewöhnlich der arme Priester genannt, der wegen seiner Frömmigkeit in großem Ansehen stand, war einst bei dem Kardinal Richelieu. Dieser ließ sich mit dem frommen Manne in ein Gespräch ein und fand so viel Wohlgefallen an seiner Unterhaltung, daß er ihn aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, und zwar sofort. „Eure Eminenz," sagte Pater Leonhard, „es gibt eine Gnade, die Sie mir ohne große Kosten zugestehen können. Da ich nämlich das Amt habe, die verurtheilten Verbrecher auf den Richtplatz zu begleiten, sie zu trösten und ihnen im Sterben beizustehen, so habe ich bemerkt, daß die Bretter auf dem Henkerkarren, auf dem man uns zum Richtplatze führt, so alt und zerbrechlich sind, daß ich und der Delinquent immer in Gefahr sind, herunter auf den Boden zu fallen. Ich ersuche Eure Eminenz deshalb, doch gnädigst zu befehlen, daß man diesen baufälligen Karren wieder in sicheren, fahrbaren Stand setze." [C. T.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 8:
Verzeih Anderen, Dir nimmer.

Buchstaben-Versetzungs-Räthsel.

Es ist durch Buchstaben-Versetzung aus je zwei der folgenden Wörter immer ein neues zu bilden:
1) aus Gast und Rubin eine deutsche Stadt an der Donau; 2) aus Rain und Stich ein männlicher Vorname; 3) aus Mehl und Aar eine Stadt in Holland; 4) aus Alba und Seil ein weiblicher Vorname; 5) aus Mode und Lina ein Getränk; 6) aus Bern und Thaler ein vom Thierreich stammendes Heilmittel; 7) aus Pan und Lethe ein großes Säugethier; 8) aus Uri und Leiche ein berühmter französischer Staatsmann des 17. Jahrhunderts.
Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben einen Liebling des deutschen Volkes.
Auflösung folgt in Nr. 10. [C. Leo.]

Logogryph.

Mit f jagt Jeder gern nach mir;
Gelegentlich bei Wein und Bier
Nicht minder als beim Glase Punsch
Bin ich mit s ein frommer Wunsch.
[Adolf Nagel.]

Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösung des Räthsels in Nr. 8:
Miß (—Muth, —Verständniß, —Ernte).

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.